

# Ulrich Beck / Elisabeth Beck-Gernsheim

## Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie

Unserem Lehrer Karl Martin Bolte  
in Dankbarkeit gewidmet

### 1. Was meint »Individualisierung der Lebensformen«?

»Hier ging erst vorgestern, vor vier Jahren erst, ein vierzigjähriger Großversuch für die Menschheit zu Ende«, sagte Friedrich Schorlemmer Ende 1993 in der Lutherstadt Wittenberg. »Da haben auch 17 Millionen Deutsche in der ummauerten Provinz in Kollektivierungszwängen gelebt, die eine Einheitspartei als höchste Form der Freiheit ansah, Individualisierung als Subjektivismus verdammt, Zukunftsrisiken mit »wissenschaftlich« begründetem Zukunftsoptimismus abwies, wo die »Sieger der Geschichte« die Normen vorgaben und die Einheitsgesellschaft anstrebten (die sozialistische Menschengemeinschaft), in der die Menschen als stets tätige Gemeinschaftswesen verstanden wurden, mit dem sicheren, gesetzmäßig verbürgten Ziel des Kommunismus gefüttert. Man durfte nicht mehr entscheiden, weil nichts mehr zu entscheiden war, weil die Geschichte alles »oben« entschieden hatte. Aber man mußte auch nicht entscheiden... Nun in der Freiheit, selbst entscheiden dürfen und selbst entscheiden müssen, Zerfall aller vorhandenen Institutionen, Verlust aller Sicherheiten... Das Glück der Freiheit ist gleichzeitig das Fallen in ein Loch. Nun sehe jeder zu! Was gilt? Wer gilt? Es gilt, wer hat und wer zu mehr weiß, was er hat. 17 Millionen sind dazugekommen, aber die Westkarawane zieht weiter und ruft uns zu: »Kommt mit. Wir wissen den Weg. Wir wissen das Ziel. Wir wissen keinen Weg. Wir wissen kein Ziel. Was sicher ist? Daß alles unsicher und risikoreich ist. Genießt die Bindungslosigkeit als Freiheit.«<sup>1</sup>

Anders – und in vielem doch ähnlich – verläuft die Entwicklung in China. Auch in China zerbricht das kollektive System, das ein garantiertes Einkommen gab, die »eiserne Reisschüssel«. Früher hatten die Menschen kaum Wahlmöglichkeiten in Privat- und Be-

rufsleben, aber das minimale Sicherheitsnetz des Kommunismus bot ihnen staatlich subventionierte Wohnung, Ausbildung und Gesundheitsversorgung. Genau diese Versorgung von der Wiege bis zur Bahre, angebunden an das Arbeitskollektiv in Fabrik oder Landwirtschaft, löst sich jetzt auf, und statt dessen kommen Verträge, die Einkommen und Arbeitsplatzsicherheit mit Fähigkeit und Leistung verknüpfen. Heute wird von den Menschen erwartet, daß sie ihr Leben selbst in die Hand nehmen und für Dienstleistungen einen marktgerechten Preis zahlen. »Der ständige Refrain unter städtischen Chinesen lautet, daß sie mit dem beschleunigten Tempo des Lebens nicht mehr Schritt halten können. Sie sind verwirrt vom Wandel der Werte und Blickwinkel, was Grundfragen in Arbeit, Ehe, Familie angeht.«<sup>2</sup>

Man nehme, was man will: Gott, Natur, Wahrheit, Wissenschaft, Technologie, Moral, Liebe, Ehe – die Moderne verwandelt alles in »riskante Freiheiten«. Alle Metaphysik, alle Transzendenz, alle Notwendigkeit und Sicherheit wird durch Artistik ersetzt. Wir werden – im Allgemeinsten und Privatesten – zu Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos. Und viele stürzen ab. Dies nicht nur im Westen, sondern gerade auch in den Ländern, die sich abrupt für westliche Lebensformen öffnen. Die Menschen in der ehemaligen DDR, in Polen, in Rußland, in China befinden sich in einem dramatischen »Absturz in die Moderne« (H. Wiesenthal).

Solche Beispiele, für die Bürger der alten Bundesrepublik scheinbar fern, verweisen doch auf eine Dynamik, die auch hier wohl vertraut ist. In Schorlemmers Rede fällt das Stichwort: »Individualisierung«. Mit diesem Begriff ist ein Ensemble gesellschaftlicher Entwicklungen und Erfahrungen gemeint, das vor allem durch zwei Bedeutungen gekennzeichnet ist, wobei diese sich, in der Diskussion wie in der Realität, immer wieder überschneiden und überlagern (was, wenig verwunderlich, ganze Serien von Mißverständnissen und Kontroversen erzeugt hat): Individualisierung meint zum einen die *Auflösung* vorgegebener sozialer Lebensformen – zum Beispiel das Brüchigwerden von lebensweltlichen Kategorien wie Klasse und Stand, Geschlechtsrollen, Familie, Nachbarschaft usw.; oder auch, wie im Fall der DDR und anderer Ostblockstaaten, der Zusammenbruch staatlich verordneter Normalbiographien, Orientierungsrahmen und Leitbilder. Wo immer solche Auflösungstendenzen sich zeigen, stellt sich zugleich die Frage: Welche neuen Lebensformen entstehen dort,

wo die alten, qua Religion, Tradition oder vom Staat zugewiesenen, zerbrechen?

Die Antwort, auf die zweite Seite von Individualisierung verweisend, heißt schlicht: In der modernen Gesellschaft kommen auf den einzelnen neue institutionelle Anforderungen, Kontrollen und Zwänge zu. Über Arbeitsmarkt, Wohlfahrtsstaat und Bürokratie wird er in Netze von Regelungen, Maßgaben, Anspruchsvoraussetzungen eingebunden. Vom Rentenrecht bis zum Versicherungsschutz, vom Erziehungsgeld bis zu den Steuertarifen: all dies sind institutionelle Vorgaben mit dem besonderen Aufforderungscharakter, ein eigenes Leben zu führen.

Individualisierung in diesem Sinne meint also ganz sicherlich nicht eine »unbegrenzt im quasi freien Raum jonglierende... Handlungslogik«<sup>3</sup>, und auch nicht bloße »Subjektivität«, ein Absehen davon, daß »hinter der Oberfläche der Lebenswelten eine hocheffiziente, engmaschige Institutionengesellschaft ist«.<sup>4</sup> Im Gegenteil, es ist ein alles andere als gesellschaftsfreier Raum, in dem sich die modernen Subjekte mit ihren Handlungsoptionen bewegen. Die Regelungsdichte der modernen Gesellschaft ist bekannt bis berüchtigt (vom TÜV bis zur Steuererklärung bis zu Müllsortierungsbestimmungen), im Summeneffekt ein höchst differenziertes Kunstwerk mit labyrinthischen Anlagen.

Das entscheidende Kennzeichen dieser modernen Vorgaben ist, daß das Individuum sie, weit mehr als früher, gewissermaßen selbst herstellen muß, im eigenen Handeln in die Biographie hereinholen muß. Das hat wesentlich damit zu tun, daß die traditionellen Vorgaben oft rigorose Handlungsbeschränkungen, ja Handlungsverbote beinhalteten (wie etwa die Heiratsverbote der vorindustriellen Gesellschaft, die den besitzlosen Bevölkerungsgruppen eine Eheschließung unmöglich machten; oder die Reiseverbote und Heiratsverbote der Ostblockstaaten, die Kontakt zum »Klassenfeind« untersagten). Dagegen sind die institutionellen Vorgaben der modernen westlichen Gesellschaft eher Leistungsangebote bzw. Handlungsanreize – man denke etwa an den Wohlfahrtsstaat, von Arbeitslosengeld bis zu BAföG und Bausparprämien. Vereinfacht gesagt: In die traditionelle Gesellschaft und ihre Vorgaben wurde man hineingeboren (wie etwa in Stand und Religion). Für die neuen Vorgaben dagegen muß man etwas *tun*, sich aktiv bemühen. Hier muß man erobern, in der Konkurrenz um begrenzte Ressourcen sich durchzusetzen verstehen – und dies nicht nur einmal, sondern tagtäglich.

Die Normalbiographie wird damit zur »Wahlbiographie«, zur »reflexiven Biographie«, zur »Bastelbiographie«.<sup>5</sup> Das muß nicht gewollt sein, und es muß nicht gelingen. Bastelbiographie ist immer zugleich »Risikobiographie«, ja »Drahtseilbiographie«, ein Zustand der (teils offenen, teils verdeckten) Dauergefährdung. Die Fassaden von Wohlstand, Konsum, Glimmer täuschen oft darüber hinweg, wie nah der Absturz schon ist. Der falsche Beruf oder die falsche Branche, dazu die privaten Unglücksspiralen von Scheidung, Krankheit, Wohnungsverlust – Pech gehabt! heißt es dann. Im Falle des Falles wird offen erkennbar, was untergründig immer schon angelegt ist: Die Bastelbiographie kann schnell zur Bruchbiographie werden. An die Stelle selbstverständlich vorgegebener, oft erzwungener Bindungen tritt das Prinzip »Bis auf weiteres«, wie Zygmunt Bauman sagt:

»Heutzutage scheint alles sich gegen... lebenslange Entwürfe, dauerhafte Bindungen, ewige Bündnisse, unwandelbare Identitäten zu verschwören. Ich kann nicht langfristig auf meinen Arbeitsplatz, meinen Beruf, ja nicht einmal auf meine eigenen Fähigkeiten bauen; ich kann darauf wetten, daß mein Arbeitsplatz wegrationalisiert wird, daß mein Beruf sich bis zur Unkenntlichkeit verändert, daß meine Fähigkeiten nicht länger gefragt sind. Auch auf Partnerschaft oder Familie ist in Zukunft nicht mehr zu gründen; im Zeitalter dessen, was Anthony Giddens »confluent love« nennt, währt das Beisammensein nicht länger als die Befriedigung eines der Partner, die Bindung gilt von vornherein nur »bis auf weiteres«, die intensive Bindung von heute macht Frustrationen morgen nur um so heftiger.«

– Kennzeichen der Gegenwart ist so eine Art »Landstreicher-Moral«:

Der Landstreicher »weiß nicht, wie lange er dort, wo er ist, noch bleiben wird, und zumeist ist nicht er es, der über die Dauer seines Aufenthalts befindet. Unterwegs wählt er sich seine Ziele, wie sie kommen und wie er sie von den Wegweisern abliest; aber selbst dann weiß er nicht sicher, ob er an der nächsten Station Rast machen wird, und für wie lange. Er weiß nur, daß seines Bleibens sehr wahrscheinlich nicht lange sein wird. Was ihn fortreibt, ist die Enttäuschung über den Ort seines letzten Verweilens sowie die nie versagende Hoffnung, der nächste Ort, von ihm noch nicht besucht, oder vielleicht der übernächste möchte frei sein von Mängeln, die ihm die bisherigen verleidet haben.«<sup>6</sup>

Sind dies, wie manche vermuten, Zeichen von Egoismus und Hedonismus, eines im Westen grassierenden Ego-Fiebers? Nein, man schau genauer hin: Ein weiteres Kennzeichen der Vorgaben der

Moderne ist, daß sie eher gegen als für familiales Zusammenleben und Zusammenhalt wirken. Die meisten Rechte, Anspruchsvoraussetzungen für Unterstützungsleistungen des Wohlfahrtsstaates sind, wie gesagt, auf Individuen zugeschnitten, nicht auf Familien. Sie setzen in vielen Fällen Erwerbsbeteiligung (oder, im Falle von Arbeitslosigkeit, Erwerbsbereitschaft) voraus. Erwerbsbeteiligung wiederum setzt Bildungsbeteiligung, beides Mobilität und Mobilitätsbereitschaft voraus, alles Anforderungen, die nichts befehlen, aber das Individuum dazu auffordern, sich gefälligst als Individuum zu konstituieren: zu planen, zu verstehen, zu entwerfen, zu handeln – oder die Suppe selbst auszulöffeln, die es sich im Falle seines »Versagens« dann selbst eingebrockt hat. Der Sozialstaat ist derart eine Versuchsanordnung zur Konditionierung ichbezogener Lebensweisen. Man mag das Gemeinwohl mit einer Pflicht-Impfung in die Herzen der Menschen spritzen, die gerade heute wieder öffentlich heruntergebetete Litanei der verlorengangenen Gemeinsamkeit ist doppelzünftig, doppelmoralisch, solange die Mechanik der Individualisierung intakt bleibt und niemand sie wirklich ernsthaft in Frage stellt – weder will noch kann.

Auch hier wieder dasselbe Bild: Entscheidungen, möglicherweise unentscheidbare Entscheidungen, unter Vorgaben, die in Dilemmata hineinführen – aber eben Entscheidungen, die den einzelnen als einzelnen ins Zentrum rücken und traditionale Lebens- und Umgangsformen mißlohnen.

Individualisierung, so gesehen, ist eine gesellschaftliche Dynamik, die nicht auf einer freien Entscheidung der Individuen beruht. Um es mit Jean-Paul Sartre zu sagen: Die Menschen sind zur Individualisierung verdammt. Individualisierung ist ein Zwang, ein paradoxer Zwang allerdings, zur Herstellung, Selbstgestaltung, Selbstinszenierung nicht nur der eigenen Biographie, sondern auch ihrer Einbindungen und Netzwerke, und dies im Wechsel der Präferenzen und Lebensphasen und unter dauernder Abstimmung mit anderen und den Vorgaben von Arbeitsmarkt, Bildungssystem, Wohlfahrtsstaat usw.

Zu den entscheidenden Merkmalen von Individualisierungsprozessen gehört derart, daß sie eine aktive Eigenleistung der Individuen nicht nur erlauben, sondern fordern. In erweiterten Optionsspielräumen und Entscheidungszwängen wächst der individuell abzuarbeitende Handlungsbedarf, es werden Abstim-

mungs-, Koordinations- und Integrationsleistungen nötig. Die Individuen müssen, um nicht zu scheitern, langfristig planen und den Umständen sich anpassen können, müssen organisieren und improvisieren, Ziele entwerfen, Hindernisse erkennen, Niederlagen einstecken und neue Anfänge versuchen. Sie brauchen Initiative, Zähigkeit, Flexibilität und Frustrationstoleranz.

Chancen, Gefahren, Unsicherheiten der Biographie, die früher im Familienverbund, in der dörflichen Gemeinschaft, im Rückgriff auf ständische Regeln oder soziale Klassen definiert waren, müssen nun von den einzelnen selbst wahrgenommen, interpretiert, entschieden und bearbeitet werden. Die Folgen – Chancen wie Lasten – verlagern sich auf die Individuen, wobei diese freilich, angesichts der hohen Komplexität der gesellschaftlichen Zusammenhänge, vielfach kaum in der Lage sind, die notwendig werdenden Entscheidungen fundiert zu treffen, in Abwägung von Interesse, Moral und Folgen.

Dabei wird vielleicht erst im Generationenvergleich spürbar, wie schnell die Anforderungen steigen, denen die Individuen jetzt ausgesetzt sind. In einem Roman von Michael Cunningham fragt die Tochter die Mutter, warum sie den Vater geheiratet hat:

»Wußtest du, daß du von allen Menschen auf dieser Welt ausgerechnet ihn heiraten wolltest? Hast du nie Angst gehabt, du könntest einen riesigen Fehler machen, irgendwie die richtige Spur deines Lebens verlieren und sonstwo landen, auf irgendeiner Tangente, von der du nie zurückkommen kannst?« Doch die Mutter »winkte die Frage ab wie eine träge, aber beharrliche Fliege. »Damals stellten wir nicht so große Fragen«, sagte sie. »Ist es nicht schwer für euch, immer all dieses Nachdenken und Überlegen und Planen?«<sup>7</sup>

Ähnlich schildert Scott Turow in einem Roman eine Begegnung zwischen Vater und Tochter:

»Während er Sonny zuhörte, die zwischen impulsiven Gefühlen hin- und hergeschleudert wurde – Flehen, Bedrängnis, Ironie, Ärger –, sah Stern mit einem Mal, daß Clara [seine Frau] und er von einem gütigen Schicksal profitiert hatten. Damals, zu seiner Zeit, waren die Vorgaben klarer. Alle Männer und Frauen der westlichen Welt, die in der Mittelschicht aufgewachsen waren, wollten damals heiraten, Kinder bekommen und aufziehen. Undsoweiter. Jeder reiste in denselben ausgetretenen Spuren. Aber für Sonny, die spät heiratete, in der Neuen Epoche, war alles eine Frage der Entscheidung. Sie stand morgens auf und fing alles von vorne an. Sie dachte über Beziehungen, Ehe, Männer nach, über den unberechenbaren Gefährten, den sie sich ausgesucht hatte – nach ihrer Beschreibung schien er noch

ein halber Junge zu sein. Er erinnerte sich an Marta, die oft sagte, sie würde einen männlichen Begleiter ebenso schnell finden, wie ihr einfiel, wozu sie ihn brauchen konnte.«<sup>8</sup>

Dem einen klingen solche Beispiele vertraut. Dem anderen scheinen sie fremd, Geschichten aus einer fernen Welt. Daran wird deutlich: Es gibt nicht »die« individualisierte Gesellschaft. Unbestreitbar ist die Situation in Großstädten wie München oder Berlin anders als in Vorpommern oder Ostfriesland. Zwischen städtischen und ländlichen Regionen finden sich deutliche Unterschiede, empirisch nachweisbar etwa in bezug auf Lebensstil und Familienform.<sup>9</sup> Was hier längst selbstverständlich, Teil des Normalen, ist dort auffallend, irritierend, bedrohlich. Wobei freilich Lebensformen und -orientierungen der Stadt – gebrochen und anders eingefärbt – sich auch auf dem Land ausbreiten. Individualisierung meint, beinhaltet Urbanisierung. Urbanisierung aber trägt die Leitbilder der Welt draußen bis in die Wohnstube im Dorf, über Bildungsexpansion, über Fremdenverkehr, nicht zuletzt auch über Werbung, Massenmedien und Massenkonsum. Auch wo die scheinbar festgefühten Lebensstile und traditionellen Sicherheiten gewählt und inszeniert werden, sind dies oft genug Entscheidungen gegen neue Sehnsüchte und geweckte Bedürfnisse.

So ist je nach Gruppe, Milieu, Region zu prüfen, wie weit Individualisierungsprozesse – offen oder verdeckt – jeweils ausgeprägt und fortgeschritten sind. Keineswegs wird behauptet, die Entwicklung habe flächendeckend und unterschiedslos die gesamte Bevölkerung erfaßt. Vielmehr ist das Stichwort »Individualisierung« als Tendaussage zu verstehen. Die Systematik der Entwicklung ist entscheidend, die mit dem Fortschreiten der Moderne verknüpft ist. Martin Baethge schreibt: »... was das Morgen ankündigt, kann ja heute kaum schon repräsentativ sein.«<sup>10</sup> In diesem Sinne ist Individualisierung beides – exemplarische Gegenwartsdiagnose und Zukunftsmusik.

Was sich im Zuge dieser Entwicklung letztlich ankündigt, ist das Ende der festen, vorgegebenen Menschenbilder. Der Mensch wird (im radikalisierten Sinne Sartres) zur Wahl seiner Möglichkeiten, zum homo optionis. Leben, Tod, Geschlecht, Körperlichkeit, Identität, Religion, Ehe, Elternschaft, soziale Bindungen – alles wird sozusagen bis ins Kleingedruckte hinein entscheidbar, muß, einmal zu Optionen zerschellt, entschieden

werden.<sup>11</sup> Im besten Fall erinnert diese Konstellation an den Baron von Münchhausen, dem gelungen sein soll, was heute zum allgemeinen Problem wird: sich an seinem eigenen Schopfe aus dem Sumpf der (Un)Möglichkeiten zu ziehen. Am klarsten hat (mit pessimistischem Zungenschlag) diese artistische Zivilisationslage wohl Gottfried Benn gefaßt: »Denn meiner Meinung nach fängt die Geschichte des Menschen heute erst an, seine Gefährdung, seine Tragödie. Bisher standen noch die Altäre der Heiligen und die Flügel der Erzengel hinter ihm, aus Kelchen und Taufbecken rann es über seine Schwächen und Wunden. Jetzt beginnt die Serie der großen unlösbaren Verhängnisse seiner selbst...«<sup>12</sup>

## 2. Von der Unlebbarkeit der Moderne: Entroutinisierung des Alltags

Es sagt sich leicht: Sicherheiten zerbrechen und kreisen nun in den Fragen, in die sie zerschellen, in den Köpfen herum. Aber es ist mehr als das. Soziales Handeln vollzieht sich eingebettet in Routinen. Man kann sogar sagen: Was wir nicht oder kaum wissen, prägt unser Denken und Handeln am tiefsten. Es gibt einen großen Literaturkreis, der in diesem Sinne die Entlastung, genauer: die Unverzichtbarkeit von vor- und halbbewußt verinnerlichten Routinen betont, weil in ihnen erst die Lebensführung und Identitätsfindung der Menschen in ihrer sozialen Koordination möglich wird.

Es geht im Alltag, wie Hartmann Tyrell zeigt, wesentlich

»um die zeitliche Ordnung des Tuns... Aber nicht allein die zeitliche Ordnung als solche ist wichtig, sondern ebenso sehr die damit verbundene Erlebnisschicht des ›Immer wieder‹, des Normalen, des Regulären, des Überraschungsfreien. Zugleich ist der Alltag eine Sphäre der reduzierten Aufmerksamkeit, des routinisierten Tuns, der entlastet-sicheren Verfügbarkeit, also des ›Immer-wieder‹ des Tunkönnens... Es geht um das – mitunter in einem dezidiert partikularistischen Sinne – ›bei uns‹, im familialen Zusammenleben, im Dorfe, in der Region usw. alltäglich Übliche und Vertraute..., also um das, was ›bei uns‹ jeder tut.«<sup>13</sup>

Genau diese Ebene von vorbewußten »kollektiven Habitualisierungen«, von Selbstverständlichkeiten ist es, die mürbe wird, ins Denken und Verhandeltwerdenmüssen zerstaubt. Die Tiefenschicht von Entscheidungsverschlossenem wird in die Entschei-